

Lebensdinge und die Welt der Manns

— INGE JENS

Und dann, 1959, das große Glück! Ein Zufall – sicherlich. Aber für mich die entscheidende Wende. Der Verleger Günther Neske aus dem benachbarten Pfullingen bat meinen Mann, die Briefe Thomas Manns an den Kölner Germanisten Ernst Bertram zu edieren, die ihm, Neske, durch einen Zufall in die Hände gelangt waren. Walter lehnte ab: Er wolle schreiben und nicht anderer Leute Geschriebenes lesbar machen. Aber er schlug dem Verleger vor, mich zu fragen, ob ich Lust hätte, mich an dieser Aufgabe zu versuchen. Er, Walter Jens, verspräche, ein Auge auf mich und meine Arbeit zu haben.

Günther Neske willigte ein. Ich ließ mir die Texte geben und erlag zum ersten Mal jener merkwürdigen Mischung aus Faszination und Beklemmung, die für mich bis heute durch die Lektüre von Dokumenten ausgelöst wird, die in diesem Moment noch kaum einer kennt und für deren weiteres Schicksal ich von nun an verantwortlich sein sollte. Das Wissen, ungebetene Zeugin von Vorgängen und zwischenmenschlichen Konstellationen zu sein, von denen noch niemand erfahren hatte, war ebenso verführerisch wie irritierend. Allein die Frage, ob solche Zeugnisse überhaupt publiziert werden dürften und, wenn ja, warum, warf eine Fülle von Problemen auf, mit denen ich mich bis dahin nie beschäftigt hatte – von der Frage nach dem „Wie“ ganz zu schweigen. Ich machte mich mit den Techniken des Edierens vertraut, sah aber schnell, dass die in den Lehrbüchern angebotenen Kriterien und Regularien für meinen Fall



Thomas Manns Haus in Kilchberg

nicht relevant waren: Textprobleme stellten sich nicht, der Inhalt wies keine wirklich kryptischen Passagen auf, selbst sogenannte heikle Stellen, die Persönlichkeitsrechte anderer verletzten, gab es, soweit ich sah, nicht – außer vielleicht einer einzigen, die Katia Mann selbst betraf.

Da mein Verleger Günther Neske es ohnehin für ein Gebot der Höflichkeit hielt, mich ihr vorzustellen, fuhren wir also nach Zürich. Und so stand ich denn an einem Spätnachmittag im Frühjahr 1959 – mit einigem Herzklopfen, wie sich versteht – zum ersten Mal vor dem Haus in der Kilchberger Alten Landstraße, wo das bekannte Namensschild am Gartenzaun noch Jahrzehnte lang jeden Passanten darauf aufmerksam machte, wer hier einst gewohnt hatte.

Katia Mann öffnete selbst. Der ihr bereits bekannte Verleger schickte sich an, mich vorzustellen, aber sie fiel ihm ins Wort: „Sie haben mir doch geschrieben, Sie kämen mit Frau Jens. Wer also sonst sollte sie sein?“

Ich hatte kaum Zeit, mich über diese zumindest ungewöhnliche Art der Begrüßung zu wundern, denn die Hausherrin ging, noch auf dem Flur, gleich *medias in res*: „Der arme alte Bertram!“ Ja, etwas kauzig sei er gewesen... aber sie habe ihn gemocht, und es

habe keinen Menschen gegeben, der sinnvollere Geschenke verteilt hätte als er. Ob ich ihn noch gekannt hätte. Nein? „Schade. Aber natürlich. Sie sind ja viel zu jung.“

Während des Erzählens hatte sie uns ins Wohnzimmer geführt, wo in dem Erker mit der Aussicht auf den See und das gegenüberliegende Ufer der Tisch gedeckt war. Personal hatte ich nicht gesehen. Der Tee war fertig, und die Dame des Hauses schenkte selbst ein. Es war eigentlich alles sehr „normal“, und meine anfängliche Beklommenheit wich schnell einem Gefühl der Sympathie für diese kleine energische Frau, die mir so unkonventionell und mit einem fast neugierigen Wohlwollen für die junge Wissenschaftlerin entgegengekommen war. Ich traute mich herumzugucken. Natürlich bemerkte sie es: „Ja, sehen Sie sich nur um: Es ist alles noch beinahe genau so, wie er es immer gewollt hat. Aber Sie kennen das ja. Es ist sooo oft beschrieben worden.“

Katia Mann spürte ganz offensichtlich, dass mein Interesse nicht primär dem Haus und den Spuren des Meisters, sondern ihr galt, aber das schien ihr nicht zu missfallen. Sie begann, ihrerseits Fragen zu stellen: Was denn an dem Verhältnis Thomas Mann – Ernst Bertram so bemerkenswert sei, dass es eine derart aufwendige Arbeit – einschließlich der Zürich-Reise – rechtfertige. Etwas später wollte sie wissen, wie denn so eine Beschäftigung konkret aussähe. In diesem Zusammenhang fiel der Name Ernst Glöckners, des Kalligraphen des George-Kreises, mit dem Bertram durch eine große und gelegentlich schwierige Liebe verbunden gewesen war. Natürlich hatte auch Glöckner im Hause Mann verkehrt. „Er war ein wunderschöner Mensch, ganz im Gegensatz zu Bertram. – Was, Sie haben nie ein Bild von ihm gesehen? Dann können Sie auch das Buch nicht machen. Warten Sie.“

Katia Mann stand auf und ging durchs Zimmer hinaus. Ich hörte sie die Treppen in den ersten Stock hinaufsteigen. Als sie zurückkam, schwenkte sie heiter eine Fotografie, etwa im DIN-A5-Format, vor sich her. „Hier. Bertram schenkte sie mir, jetzt sollen Sie sie haben.“

Es fing an, dämmerig zu werden, wir gingen ins Wohnzimmer zurück, und die Hausherrin setzte sich in einen bequemen Sessel.

Offenbar hatte unsere Tee-Unterhaltung viele Erinnerungen geweckt, jedenfalls erzählte sie mit sichtlichem Vergnügen. Manchmal unterbrach sie sich: „Ist das überhaupt wichtig für Sie? – Wozu können Sie so was denn brauchen?“ Nun, ich versicherte ihr, dass ich im Augenblick eigentlich gar nichts „brauche“, sondern es mir einfach Freude mache, hier zu sitzen und ihr zuzuhören. Und wenn ich gelegentlich „einhaken“ und nachfragen dürfe, sei ich ganz zufrieden. Sie schien einverstanden.

Und dann kam der erste der zwei Sätze, die ich bis an mein Lebensende nicht vergessen werde, weil sie bisher bloß Gewusstem plötzlich eine neue Dimension verliehen. Es geschah ganz unvermittelt. Wir hatten die Frage erörtert, warum Bertram bei einem Aufenthalt in der Schweiz, Frühjahr 1933, nicht zu einem Besuch nach Arosa gekommen war, als Katia Mann plötzlich sagte: „Rausgeschmissen hat man uns; einfach rausgeschmissen – und das nach einem ehrenwerten Leben.“

Ich war betroffen. Unter diesem Aspekt hatte ich Emigration noch nie betrachtet. Bis zu diesem Augenblick hatte ich den Begriff „Emigranten“ stets als eine Art Ehrenbezeichnung für Menschen empfunden, die sich der herrschenden Doktrin nicht angepasst, ja, ihr widersprochen hatten und eher bereit gewesen waren, Haus, Hof und Heimat zu verlassen, als mitzumachen. Und auch, wenn sie nicht freiwillig gingen, sondern – an Leib und Leben gefährdet – gehen mussten, weil sie Juden waren, „undeutsche“ Bücher geschrieben, „zersetzende“ Artikel verfasst oder „artfremde“ Bilder gemalt hatten – sie waren ihrer Überzeugung treu geblieben und hatten einer nachfolgenden Generation gezeigt, dass Deutscher zu sein nicht automatisch hieß, ein Verbrecher zu sein, sondern dass es auch Deutsche gegeben hatte, deren Leben und Werk für die Kontinuität eines „besseren Deutschland“ stand, an das anzuknüpfen wir im Lande Gebliebenen uns bemühen mussten.

Ich selbst hatte die Diskussionen und Fehden zwischen den Emigrierten und den (wie Thomas Mann es formulierte) „Ofenhockern“, über denen der Ofen zusammengebrochen war, verfolgt – hin- und hergerissen zwischen den Parteien. Ich spürte das

unauflösbare Dilemma: das Recht der Emigranten darauf, dass ihren Verletzungen angemessen Rechnung getragen wurde, und das Rechtfertigungsbedürfnis derer, die im Lande versucht hatten, dem Anpassungsdruck Paroli zu bieten. Über weite Argumentationsketten hin stimmte ich Thomas Mann zu in seiner Verurteilung dessen, was zwölf Jahre lang innerhalb der deutschen Grenzen als „Kultur“ gegolten hatte. Aber war es richtig, den Konzerten, die wir gehört, den Theateraufführungen, die wir gesehen, oder den Büchern, die wir gelesen hatten, nur eine Alibifunktion zur Legitimierung eines verbrecherischen politischen Systems zuzuschreiben? War es überhaupt möglich, Kunstwerke so weit zu instrumentalisieren? Ich hatte es anders erlebt, und Wilhelm Hausensteins Verteidigung „Bücher, frei von Schuld und Schande“ brachte im Dezember 1948 mein immer noch sehr vages Gefühl auf den Begriff. Dennoch, auch hier konnte ich mich nicht des Eindrucks erwehren, dass man im Grunde viel zu wenig voneinander wusste und die Zeit einfach noch nicht reif war, um die gegenseitigen Verletzungen und Bedingtheiten erkennen, geschweige denn, ihnen Rechnung tragen zu können.

Doch all diese Zweifel und Aporien hatten nichts an meiner Bewunderung für jene Menschen ändern können, die die Emigration einer in Deutschland selbst unumgänglichen Anpassung vorgezogen hatten. Dass man das Verlassen seines Landes unter solchen Vorzeichen als „bürgerliche Schande“ ansehen konnte, als ein Verjagtwerden aus einer gesellschaftlichen Schicht, der gegenüber man sich nichts hatte zuschulden kommen lassen, der man im Gegenteil nach besten Kräften gedient hatte all das wäre mir nicht im Traum eingefallen. Konnte bürgerliches Ehrbewusstsein noch nach Jahrzehnten und aller historischen Faktizität zum Trotz so dominieren? Und doch, es konnte keinen Zweifel geben, diese so viel Souveränität ausstrahlende Frau empfand die Tatsache, dass für Thomas Mann und seine Familie im Deutschland „Bruder Hitlers“ kein Platz gewesen war, noch heute als kränkend.

Katia Mann musste meine Fassungslosigkeit wohl bemerkt haben, denn der Nachsatz „Aber so war’s doch“ klang schon wieder

vermittelnd, ja, begütigend. Ich weiß nicht mehr, wie und mit welchen Worten ich reagierte; vermutlich versuchte ich ihr zu erklären, warum für meine Generation das Wort „Emigrant“ eine Auszeichnung benenne und dass es doch eigentlich nicht in der Macht der Nationalsozialisten gestanden hätte, einen Thomas Mann in den Augen der Welt zu „entehren“. Heute weiß ich, dass dies keine Antworten auf das waren, was sie mir gesagt hatte.

Aber es gab noch einen zweiten Satz, der mir von jenem März-Nachmittag 1959 in Erinnerung geblieben ist. Es war die Antwort auf eine der Fragen, die ich ihr zum Schluss meines Besuches stellen konnte und die nun unmittelbar Text- und Editionsprobleme betrafen: In einem Brief vom August 1949 erzählt Thomas Mann dem einstigen Freund Ernst Bertram von einer Vortragstournee nach Schweden, „wo uns [in Stockholm] die Schreckensnachricht aus Südfrankreich [vom Selbstmord des Sohnes Klaus] betraf und uns fast bestimmt hätte, die Reise abzubrechen. Aber es war besser, aktiv zu bleiben.“

Jung und mit noch wenig Lebenserfahrung ausgestattet, fand ich dieses dazu noch im pluralis majestatis gehaltene Diktum, zumindest was die Mutter betraf, barbarisch und hatte mir vorgenommen, Katia Mann zu fragen, ob es in der Briefausgabe lieber gestrichen werden sollte. Ich zeigte ihr den Satz. Sie zögerte einen Augenblick und sah mich etwas prüfend an: „Das erscheint Ihnen schrecklich, wie?“ Ich nickte. – Pause. Dann, sehr klar und sehr entschieden: „So war er. Das bleibt.“

Ich habe diese Lektion bis heute nicht vergessen. Sie wurde bestimmend für meine weitere Arbeit, denn damals, im Gespräch mit Katia Mann im Wohnzimmer des Hauses Alte Landstraße 39, Kilchberg am Zürichsee, begann ich zu ahnen, wie viel Distanz und Souveränität, aber auch Vertrauen in das Einfühlungsvermögen der Fragenden sogenannten Zeitzeugen abverlangt wird, um der historischen Wahrheit – auch aus sehr großem Abstand heraus – jedenfalls nahe zu kommen.

In den folgenden Jahren war ich noch gelegentlich zu Besuch im Hause Mann, aber bis zu den nächsten Begegnungen, die, wie jene

mit Katia Mann, Spuren in meiner Biographie hinterlassen haben, sollten fast drei Jahrzehnte vergehen.

Seit 1983 – ich greife weit voraus, aber meine entscheidenden Begegnungen mit der Familie Mann sind in meiner Erinnerung in den Rahmen des Kilchberger Hauses gefasst arbeitete ich in der Nachfolge von Peter de Mendelssohn an der Edition der Thomas Mann'schen Tagebücher. Wolfgang Mertz vom Fischer Verlag bedeutete mir, dass es ein Gebot der Höflichkeit sei, dem Sprecher der Familie, Professor Golo Mann, einen Besuch abzustatten. Irgendwann im Jahr 1984 machte ich mich nach meiner Archivarbeit auf den Weg von der Schönberggasse in die Alte Landstraße. Das Schild „Thomas Mann“ war noch immer an der Gartentür befestigt; auch sonst machte wenn mich meine Erinnerung nicht trügt – alles einen ziemlich unveränderten Eindruck.

Golo Mann empfing mich freundlich – gemeinsam mit seinem riesigen Hund, dessen Anwesenheit uns über die ersten Minuten hinweghalf und der später den – kleinen – Rest der Leberwurstbrote fressen durfte, die der Hausherr eigenhändig für unser Tee-Rendezvous gestrichen hatte. Aber zu dem Zeitpunkt gab es schon längst keine konventionellen Gespräche mehr, die der Hund hätte befördern müssen. Hatte ich mich zu Beginn des Eindrucks nicht erwehren können, dass für Golo Mann die Edition der Tagebücher seines Vaters eigentlich mehr ein notwendiges Übel denn eine Herzensangelegenheit war, so schieden wir am Ende unserer Teestunde, wenn auch noch nicht gleich als Freunde, so doch als zwei sich verstehende und in ihren Intentionen übereinstimmende Wissenschaftler.

Ich hatte Glück: Den Historiker Golo Mann interessierte die Art meiner Recherche, für die ich ihm anhand einiger mit Hilfe der „New York Times“ Indices geklärter Sachverhalte und Querverbindungen Beispiele gab. Er schien erleichtert über mein in erster Linie zeitgeschichtlich orientiertes Interesse und die entsprechende Gewichtung der Aufzeichnungen. „Ja, kommentieren Sie keine Teebesuche, sondern dokumentieren Sie Historie.“ Die Tagebücher seines Vaters (er sagte natürlich „TM“; ich habe ihn während all der Jahre unserer Freundschaft nicht ein einziges Mal „mein Vater“

sagen hören: immer „TM“ und „meine Mutter“), TMs Tagebücher also, seien in erster Linie als Geschichtswerk zu präsentieren — als großes Lesebuch, in dem dieser sich bis zum Ende als „letzter Repräsentant des Deutschtums“ verstehende Schriftsteller zugleich mit seinem persönlichen Schicksal auch das Schicksal seines Volkes darzustellen versuchte. Und dann sagte er noch etwas, das mir über viele Momente der Resignation hinweggeholfen hat: „Bitte denken Sie immer daran: Was Sie jetzt nicht festhalten, ist für immer verloren. Spätere Generationen haben das Vorwissen nicht mehr, das Sie, als Beinahe-noch-Zeitgenossin, befähigt, sich gezielt, das heißt: mit dem nötigen Problembewusstsein, auf die Spurensuche zu begeben. Das kostet Zeit – aber ich lasse sie Ihnen.“

Golo Mann hat sein Versprechen gehalten und das schwierige Projekt in Briefen und langen, immer freundschaftlicher werdenden Unterhaltungen im Kilchberger Haus fördernd begleitet. Er ist sogar auf den Dachboden gestiegen, um nach den Briefen zu suchen, die er als amerikanischer Soldat und politischer Redakteur von Radio Frankfurt an seine Eltern schrieb, und er war überrascht, als ich ihm erzählte, welche Bedeutung – den Diarien zufolge – die Informationen aus dem zerstörten Deutschland für seine Eltern, speziell für seinen Vater gehabt hätten: „Ich habe gar nicht gewusst, dass er mich so wichtig nahm.“

Es war ermutigend und beglückend für mich, zu sehen, wie sein anfänglich trotz aller Aufgeschlossenheit noch skeptisches Interesse an meiner Arbeit von Besuch zu Besuch und von Band zu Band vorbehaltloser Zustimmung und persönlichem Vertrauen wich: „Wie wär’s, wenn man inskünftig den größeren Teil der Curialien fortließe?“ – Ich stimmte gern zu.

Ohne „Curialien“ – ohne der Konvention geschuldete Förmlichkeiten also – lernte ich in den folgenden Jahren das Anwesen Alte Landstraße 39 vor allem als ein gastliches Haus in freundlichem, gelegentlich sogar familiärem Ambiente kennen. Besonders gern erinnere ich mich an einen Hochsommerabend irgendwann Anfang der neunziger Jahre. Es war ein glühend heißer Tag gewesen, was ich aber – im Bodmerhaus, dem Schreibtisch und der Bibliothek Thomas

Manns benachbart, der Arbeit hingegeben – gar nicht recht bemerkt hatte. Erst auf dem Weg zum Bürkliplatz spürte ich die Hitze.

In der Alten Landstraße wurde zu meiner Überraschung die Tür durch einen mir unbekanntem, bildschönen jungen Mann geöffnet, der mich auf charmante Art wissen ließ, dass „Herr Professor Mann“ mit Gästen zum Schwimmen am See gewesen sei und man sich etwas verspätet habe. Er bäte, ich möge mich noch einen Augenblick gedulden. – „Darf ich Ihnen etwas zu trinken bringen? Wo möchten Sie warten, im Wohnzimmer oder draußen?“ Ich entschied mich für das Haus. Der Junge brachte das erbetene Wasser und verschwand. Kurz danach hörte ich Schritte die Treppe herunterkommen. Aber es war nicht der Hausherr, sondern ein sportlich gekleideter, braungebrannter Mann von circa 45 Jahren. Er begrüßte mich herzlich und fragte auf Englisch, in welcher Sprache wir miteinander reden könnten: Er sei ein spanischer Freund von Golo Mann, des Deutschen aber leider nur halb so gut mächtig wie dieser des Spanischen. Dann ließ er mich wissen, dass „Golo“ gleich kommen würde. Ob wir uns nicht vielleicht doch lieber in den Garten setzen wollten. Die Bank neben dem Haus sei sein Lieblingsplatz.

Er ging voraus. Kurz danach kam eine Frau – sportlich-fröhlich wie mein Unterhalter, die Haare noch feucht vom Schwimmen. „Ich bin fertig“, sagte sie. „Aber du musst deine Spaghetti ins Wasser tun, wenn wir heute Abend noch essen wollen.“ Ich erfuhr, dass mich ein dreigängiges Menü erwartete, bei dem jeder einen Gang zu verantworten hatte.

Dann kam Golo: „Wenn’s das Schwimmbad noch gäbe, das meine Mutter sich nach TMs Tod hier angelegt hat, könnten Sie auch noch schnell ins Wasser steigen. Ich hab’s zuschütten lassen, weil ich immer lieber im See geschwommen bin. Sie sollten es auch mal tun, es ist herrlich. Lassen Sie bei der Hitze doch die Tagebücher warten.“ In der Tat waren die Umriss des Beckens für den, der es wusste, noch zu erkennen. Ich versuchte, mir Katia Mann hier schwimmend vorzustellen, aber es wollte nicht recht gelingen. Golo hatte recht: Trotz einer hohen Hecke störte die vorbeiführende Straße. „Es war halt damals wesentlich weniger Verkehr als heute“, sagte er. Es

klang fast wie eine Entschuldigung. Dann wurde auch er in die Küche beordert. Der Spanier bedeutete ihm, dass der Nachtsch noch einmal gezuckert und die Sahne in die Kanne gefüllt werden müsste. Schließlich fiel das Dessert in seine Verantwortung.

Nun, das Essen war – um jedenfalls einmal den Ur-Hausherrn zu zitieren – „buchenswert“: kalte Kürbis suppe, Spaghetti mit einer Farce, deren Namen ich leider vergessen habe, und gezuckerte Himbeeren mit Sahne. Jeder Gang: fast perfekt. Aber gottlob eben nur „fast“; die Köche selbst legten Wert auf dieses „fast“. Ich aber war bezaubert von der sich in selbstverständlich-lustigem Miteinander fast beiläufig äussernden Humanität und erfuhr, dass Golo und der Spanier sich seit langem kannten, dass sie Freunde waren und dass – nach der Heirat des Mannes – die Frau ganz selbstverständlich in diese Freundschaft mit einbezogen wurde. Golo seinerseits hatte seine alte Liebe zur spanischen Kultur und Sprache wiederentdeckt und kehrte häufig im Haus der beiden ein. Gerade war man selbdrift aus Spanien nach Kilchberg zurückgekehrt, wo das Ehepaar nun – im Hause Alte Landstraße 39 – den Rest seiner Ferien verbrachte.

Es war ein wunderbarer Abend, voller Heiterkeit und Harmonie. Er kommt mir – neben vielen Teegesprächen selbzeit und einer Geburtstagseinladung im letzten Lebensjahr – in den Sinn, wenn ich, Thomas-Mann-Briefe aus den letzten Jahren lesend, auf den Kuverts den vorgedruckten Absender sehe: Alte Landstraße 39, Kilchberg am Zürichsee... dazu, natürlich, der erste Nachmittag mit Katia Mann. Und noch heute bin ich mir sicher: Es war nicht das Haus, das sich mir – in der Summe seiner Räumlichkeiten und dem an jedes Detail fixierten „Da hat ER gelebt“ – eingepägt hat, sondern es waren die zwei Menschen in diesem Hause, Mutter und Sohn, die mein Leben mitbestimmten.

Ich habe fast unerlaubt weit vorgegriffen und muss jetzt noch einmal zurück ins Jahr 1960, um mir ins Gedächtnis zurückzuholen, was ich während meines ersten Besuchs in Kilchberg zu ahnen begann, nämlich: wie viel Distanz und Souveränität nötig sind, um innerhalb einer Edition objektive – und das hieß für mich:

forschungsrelevante – Aussagen machen zu können. Ich sollte bald Gelegenheit erhalten, von dieser Erkenntnis Gebrauch zu machen.

Ich stand nämlich vor einem weiteren, grundsätzlichen Problem: Es gab keine „Gegenbriefe“. Die Schreiben von Ernst Bertram an Thomas Mann galten damals, um 1960, als verloren. Was das hieß, wurde mir erst während der Arbeit klar. Angetreten mit dem Anspruch, so genau und so gerecht wie möglich die geistesgeschichtlich bedeutsame Freundschaft zwischen zwei Menschen zu rekonstruieren, sah ich mit zunehmendem Unbehagen, dass im Text immer nur die eine Seite zu Wort kam. Natürlich versuchte ich, mich so umfassend wie möglich ins Umfeld einzuarbeiten, Zeugen zu befragen und politische Anspielungen mit Hilfe extensiver Zeitungslektüre zu entschlüsseln.

Auszug aus: „Unvollständige Erinnerungen“

Copyright © 2009 Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Gehalten am 16. Juli 2010

Inge Jens studierte Germanistik, Anglistik und Pädagogik in Hamburg und Tübingen und promovierte mit einer Arbeit über die expressionistische Novelle. Sie arbeitete als freie Mitarbeiterin für Rundfunk und Verlage und als Lehrbeauftragte der Universität Tübingen. Anerkennung errang sie durch ihre Tätigkeit als Herausgeberin. So gab sie unter anderem die Briefe von Thomas Mann an Ernst Bertram (1960) heraus, edierte die Briefe und Aufzeichnungen aus dem Nachlass von Max Kommerell und die Briefe und Aufzeichnungen der Geschwister Hans und Sophie Scholl. Von 1986 bis 1996 betreute Inge Jens in der Nachfolge von Peter de Mendelssohn die Herausgabe der Tagebücher Thomas Manns. Gemeinsam mit ihrem Ehemann Walter Jens schrieb sie die Bestseller „Frau Thomas Mann“ und „Katie Mutter“. 2009 erschien ihre Autobiografie „Unvollständige Erinnerungen“. Neben der Beschäftigung mit Literaten gab Inge Jens 2002 auch die Tagebücher des Chanson- und Operettenkomponisten Ralph Benatzky heraus, die sie im Archiv der Akademie der Künste in Berlin entdeckt hatte. Besonders Projekt, das Exil-Thema einmal aus musikalischer Perspektive zu betrachten.